

Patrick Grieser

PFAD DER VERGELTUNG



U.S. Marshal Halcomb Brooks
Band 1

BLITZ

**Dieses Buch gehört zu unseren exklusiven Sammler-Editionen
und ist nur unter www.BLITZ-Verlag.de versandkostenfrei erhältlich.**

In unserem Shop ist dieser Roman auch als E-Book lieferbar.

**Bei einer automatischen Belieferung gewähren wir Serien-Subskriptionsrabatt.
Alle E-Books und Hörbücher sind zudem über alle bekannten Portale zu beziehen.**

© 2026 BLITZ-Verlag

Redaktion: Danny Winter

Titelbild: Jan Balaz

Umschlaggestaltung: Mario Heyer

Logo: Mario Heyer

Satz: Gerold Reimer

Gedruckt in der EU

Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 978-3-68984-000-0

Für Alfred Wallon

*Er hat früh erkannt, dass in mir mehr steckt als
große Sprüche –
und mir gezeigt, wie man als Autor im Sattel bleibt.*

1.

Direkt hinter der Stadtgrenze von Fort Smith begann die Wildnis. Etwa dreißig Meilen westlich lag ein Gebiet, das mit seinen dichten Wäldern, Hügeln und Flüssen nur schwer zu durchqueren war.

Das Gebiet glich einem grünen Teppich, auf dem man nur von einem Hügel zum nächsten blicken konnte. Weder die Ozark Mountains im Nordosten noch die westlichen Ausläufer der Ouachita Mountains waren hier draußen im Nirgendwo zu sehen. Diese grüne Hölle war Indianergebiet und somit föderales Territorium. Die Indian Removal Acts hatten in den 1830er Jahren viele Stämme gezwungen, den langen Weg dorthin anzutreten.

Für weiße Siedler war dieses Land tabu. Unweit der Grenze zu Arkansas, in der Nähe von Fort Smith, hatten sich die Cherokee niedergelassen, die aus Georgia, Tennessee und North Carolina übergesiedelt waren. Die Cherokee hielten sich an die Regeln und Gesetze der Regierung und viele von ihnen stellten sich sogar in den Dienst der Behörden. Schwere Straftaten kamen nur selten vor. Problematischer waren die unzähligen Outlaws, die von Arkansas ins Indianerterritorium flohen, da sie glaubten, der lange Arm des Gesetzes habe dort keine Macht über sie. Das Gebiet galt als rechtsfreier Raum. In der Wildnis gab es keine Gesetzeshüter. Nur die übergesiedelten Stämme hatten ihre eigene Rechtsprechung.

Diese Tatsache machte das Land so unberechenbar und gefährlich. Es zog Outlaws an wie Licht die Motten. Für

viele Flüchtige lag der Vorteil auf der Hand: Das Gebiet war riesig und ausgesprochen dünn besiedelt. Zudem war es schlecht kartografiert. Die Leute in Fort Smith erzählten sich, dass John Charles Frémont seine wahre Freude daran gehabt hätte, wäre er noch als Entdecker und Kartograf tätig gewesen.

Wer einen Fuß in das Indianerterritorium setzte, war auf sich allein gestellt. Meistens waren es US-Deputy-Marshals, die den Versuch unternahmen, dieses wilde Land zu zähmen. Mit einem Bundeshaftbefehl in der Westentasche machten sie sich auf, um die Gesetzlosen zur Strecke zu bringen. Sie besaßen nicht mehr als einen Namen, eine grobe Beschreibung des Gesuchten und letzte Hinweise. Im Indianerterritorium waren die Marshals vollkommen auf sich allein gestellt. Für die meisten von ihnen war es ein Pfad ohne Wiederkehr. In der Wildnis, umgeben von Banditen und Mördern, war man stets in Lebensgefahr.

Mehr als die Hälfte der von dem damaligen US-Bundesrichter Isaac Charles Parker beschäftigten Marshals ließen bei der Ausübung ihres Dienstes ihr Leben oder wurden so schwer verwundet, dass sie nie mehr einer anständigen Tätigkeit nachgehen konnten.

Dieses Land forderte einen hohen Blutzoll von den tapferen Männern, die sich dem Gesetz verschrieben hatten. Das Indianerterritorium war eine der letzten Bastionen auf diesem Kontinent, die dem Fortschritt und der Zivilisation auf geradezu beharrliche Weise trotzte und ihren Rechtsvertretern alles abverlangte.

Die alte Berufsehre der US-Deputy-Marshals – *Wenn wir die Gesetzlosen jagen, schützen wir die Gesellschaft!* – wurde hier auf eine harte Probe gestellt. Man musste wahnsinnig sein, um einen Fuß in dieses Land zu setzen. Oder man war des Lebens müde geworden, weil Gott auf Sinnfragen keine vernünftigen Antworten gab.

Hier draußen, wenn man dem Tod ins Auge blickte, konnte man vielleicht etwas sehen, das das Blut wieder lebendig machte und den Puls schneller schlagen ließ.

William Bud Ledbetter hatte vor drei Tagen die ersten Ausläufer des Territoriums hinter sich gelassen. Als US-Deputy-Marshal war es nicht nur der Glaube an Pflicht und Recht, der ihn in die Ferne trieb. Es war der Ruf der Wildnis, der ihn packte, wenn Richter Parker ihm einen Haftbefehl ausstellte und er ins Nirgendwo reiten musste. Es war eine Abenteuerlust, die sich nur schwer in Worte fassen ließ.

Das Indianerterritorium mit seiner unverfänglichen Gefährlichkeit reizte ihn sehr. Ledbetter war sich seiner Fähigkeiten und Kompetenzen bewusst. Er war ein ausgesprochen guter Schütze und hatte bei den Cherokee das Lesen von Spuren gelernt. Er war fest überzeugt, dass niemand in der Mannschaft von Richter Parker besser darin war, Fährten zu folgen. Die Cherokee hatten ihm ihr über Generationen hinweg erworbenes Wissen vermittelt und ihm gezeigt, wie man fast unsichtbare Spuren im Laub und Morast der Wälder erkennen konnte.

Doch dieses Mal war er nicht in dieses Gebiet gekommen, um einen Verbrecher dingfest zu machen. Ein

anderer Grund hatte ihn hierher getrieben. Ein alter Cherokee-Scout hatte ihm von Halcomb Brooks erzählt. Sobald Bud wusste, wo Brooks anzutreffen war, sprach er sofort bei Richter Parker vor. Der Richter, dessen Tagesablauf mit der Pünktlichkeit eines Schweizer Uhrwerks ablief, ermutigte ihn, die lange Reise auf sich zu nehmen. Wenn die Möglichkeit bestand, Halcomb Brooks anzuwerben, dann sollte man sie auch nutzen. In diesen Dingen dachte Parker sehr pragmatisch.

Bud Ledbetter wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. Mit der anderen Hand hielt er seinen Palomino am Zügel, dessen gute Zucht auf den ersten Blick erkennbar war. Er hatte goldenes Fell und eine makellose weiße Mähne, gepaart mit einer muskulösen Statur, die ihm Kraft und Ausdauer für lange Distanzritte verlieh. US-Marshal James Fleming Fagan, der für den Western District of Arkansas zuständig war, achtete darauf, dass seine Marshals mit den besten Pferden ausgestattet waren, die dieses Land zu bieten hatte. Denn er wusste, dass es in der Wildnis oft auf das Pferd eines Mannes ankam, das den entscheidenden Unterschied zwischen Leben und Sterben ausmachen konnte.

Er führte den Palomino, der wegen seiner weißen Mähne den Namen Sundance trug, über den Fluss, der sich schlängelnd zwischen Hickory- und Pappelstämmen hindurchwand.

Wenn man den Erzählungen des alten Cherokee-Scouts Glauben schenken konnte – und das tat Bud Ledbetter –, dann lag die Hütte von Brooks hinter der nächsten Anhöhe.

Es konnte aber auch der übernächste Hügel sein, denn das Land bestand aus einem stetigen Auf und Ab erstarrter Wellen, die nie mehr als hundert Fuß weit blicken ließen. Nur an den Abschnitten, an denen die Prärie begann, sah man das Land bis zu einer Meile Entfernung.

Das Schnauben des Wallachs verriet Bud Ledbetter, dass ihn nur noch wenige Yards von seinem Ziel trennten. Hinter dem Hügel musste Brooks' Hütte liegen, sonst hätte Sundance nicht angeschlagen. Der Wallach hatte entweder eine Witterung aufgenommen oder etwas gehört, was Ledbetter entgangen war.

„Wir sind gleich am Ziel. Dann bekommst du erst einmal deine Ration Hafer, Heu und Kleie. Die hast du dir heute wahrlich verdient, Kumpel!“

Sundance quittierte die Worte mit einem weiteren Schnauben. Sein Fell glänzte fleckig. Sie waren seit den Morgenstunden unterwegs gewesen und hatten viele Meilen ohne größere Pausen zurückgelegt. Jetzt musste der Deputy Marshal den Wallach schonen. Ohne Sundance wäre er hier draußen hilflos gewesen.

Langsam erklommen sie den Hügel und schritten an mächtigen Bohlen aus Eichen, Hickory und Ulmen vorbei. Die sterbende Sonne sendete ihre letzten Strahlen wie einen Fächer über das Land, das sich auf die Nacht vorbereitete.

Der Aufstieg war beschwerlich und einmal mehr spürte Bud Ledbetter, wie ihm die Schweißperlen aus den Poren traten. Er sehnte sich nach einem kühlen Bad in einem der Flüsse, die wie Spinnennetze durch die Landschaft liefen.

Eine Viertelstunde später hatte er mit Sundance im Schlepptau den Kamm der Anhöhe erreicht. Er blickte hinunter auf ein malerisches Tal, das von mehreren sanften Hügeln eingeschlossen wurde. Es gab zahlreiche Bachläufe, die ins Tal flossen. Das Licht der untergehenden Sonne zauberte ein Farbspiel aus goldenen und blutroten Lichtflecken auf die Wasseroberfläche, das Ledbetter geradezu hypnotisierte.

Tatsächlich hatte sich Halcomb in einem kleinen Garten Eden abseits der Zivilisation niedergelassen. Ledbetter musste sich einmal mehr ins Gedächtnis rufen, dass hinter der anmutigen Schönheit dieser Landschaft der Tod auf jeden wartete, der sich ihr ahnungslos näherte. Das Indianerterritorium war unberechenbar. Hinter jedem Schatten, hinter jeder versteckten Senke konnte ein Outlaw lauern. Dieses Land war ebenso tödlich wie schön. Ledbetter durfte diesem magischen Glanz nicht erliegen.

Inmitten des Tals, wo sich zwei Flüsse kreuzten, befand sich eine Hütte. An deren Ufern ragte eine Gruppe Cottonwoods mit ihren silbrigen Stämmen in die Höhe. Etwas abseits davon stand ein Verschlag mit abgeschrägtem Dach und einem kleinen Rauchloch, der als Räucher-kammer diente.

Die Hütte war nicht groß, aber mit Expertise angelegt worden. Sie besaß eine rechteckige Grundfläche und ein festes Holzdach, das Wind und Regen trotzen konnte. Aus mächtigen Eichenstämmen erbaut, bot sie einen gemütlichen Rückzugsort für all jene, die hierhin verschlagen worden waren. Hinter der Hütte befanden sich ein Corral

und ein kleiner Stall, der teilweise vom Dach verdeckt wurde.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür der Hütte und eine massige Gestalt trat hinaus ins Freie. Bud hielt den Atem an.

*

Der Mann, der aus der Hütte trat, war von bulliger Gestalt. Früher war er sicherlich ein harter Bursche gewesen, der seine Widersacher mit gezielten Schlägen ins Reich der Träume schicken konnte. Doch das Alter hatte Spuren hinterlassen. Er war zu schwer und hatte im Laufe der Zeit zu viel Fett angesetzt. Seine massige Gestalt brachte ihn schnell außer Atem. Und in seinen Schlägen lag auch nicht mehr die Kraft von früher, als man ihn fürchtete.

Der Alkohol hatte seine Spuren in seinem fleischigen Gesicht hinterlassen. Ein Netzwerk aus feinen, roten Linien verlief über seine knollige Nase. Tränensäcke quollen unter seinen Augen hervor. Doch der Blick des Mannes war klar und hatte eine stechende, fordernde Qualität. Graue Strähnen durchzogen sein dunkles Haar wie die Adern einer Silbermine und fielen ihm in fettigen Strähnen ins Gesicht. Sein ungepflegtes Äußeres wurde durch einen gewaltigen Bart unterstrichen, der im Licht der untergehenden Sonne wie feuchter Seetang glänzte.

Er schritt zu dem Holzfass, das bis zum Rand mit Flusswasser gefüllt war. Einen Moment lang starrte er in das trübe Wasser, als könne er die Umrisse seines Gesichts

auf der Oberfläche erkennen. Dann tauchte er die Hände ein und schöpfte sich Wasser ins Gesicht. Obwohl das Wasser den ganzen Tag in der sengenden Sonne gestanden hatte, erfrischte es ihn, was er mit einem zufriedenen Brummen quittierte.

Anschließend wischte er sich mit beiden Händen durch das Gesicht, schüttelte sich kurz und blickte sich dann um. Irgendetwas stimmte nicht. Da war dieses vertraute Prickeln in seinem Nacken. Ganz langsam richtete er sich auf. Seine rechte Hand strich wie zufällig über den Walnussgriff seines Colts. Das prickelnde Gefühl in seinem Nacken verstärkte sich. Er spürte, dass er beobachtet wurde. Vermutlich von einem der Hügel. Er konnte den Blick fühlen, der sich in seinen Rücken bohrte.

Der Hüne schloss kurz die Augen und lauschte angestrengt. Da war das melodische Flüstern der beiden Bachläufe, die sich hier im Tal kreuzten.

Ein Vogelchor läutete die Abenddämmerung ein. Am lautesten war der Ruf des Whip-poor-will, der einen daran erinnerte, dass man hier draußen wachsam bleiben musste. Der Wind fuhr durch das Tal und ließ das Blätterdach der Bäume erzittern.

Er öffnete die Augen wieder und die Geräusche der näheren Umgebung traten in den Hintergrund. Dann drehte er sich langsam um. Sein Blick fiel auf einen Fremden mit Pferd auf der angrenzenden Hügelkuppe. Seine buschigen Augenbrauen zogen sich zusammen.

Für einen Moment war er gewillt, seine Buffalo Sharps aus der Hütte zu holen. Damit hätte er dem Fremden aus

sicherer Entfernung eine Kugel in die Brust jagen können. Doch er verwarf den Gedanken wieder. Stattdessen zog er seinen Colt aus dem Holster. Das Schießisen eines Mannes, der wusste, wie man damit umging. Er hatte den Abzugshahn mit einer Feile bearbeitet und das Korn über der Mündung entfernt. Die Einrastung des Hammers war so manipuliert, dass dieser augenblicklich zuschnappte, wenn man den Daumen wegnahm. Mit so einem Colt konnte man den Hammer bereits beim Ziehen mit dem Daumen zurücklegen.

Der Ruf des Whip-poor-will erklang erneut von den Cottonwoods, woraufhin sich der Fremde in Bewegung setzte und sein Pferd ins Tal führte. Er musste einen Umweg nehmen, denn an den Hügelhängen wuchsen Büsche und Sträucher, die so dicht und dornenreich waren, dass es unmöglich war, sich der Hütte auf direktem Weg zu nähern.

Der bärtige Mann wartete mit grimmiger Miene und blieb aufmerksam. Es kam ihm wie eine halbe Ewigkeit vor, bis der Fremde die Talsohle erreichte und auf die Hütte zusteuerte.

Ein Weißer hier draußen in der Wildnis bedeutete nichts Gutes. Das Pferd sah teuer aus. Wahrscheinlich hatte der Fremde es auf seiner Flucht gestohlen. Dafür hatte er Verwendung. Endlich bot sich ihm die Gelegenheit, seinen alten Gaul zu schlachten. Das Tier hatte seine besten Zeiten längst hinter sich.

„Das gibt es doch nicht!“, entfuhr es ihm, als er erkannte, wer der Fremde war, der da geradewegs auf

ihn zukam. Er erschrak über den Klang seiner eigenen Stimme, weil er so lange nicht mehr gesprochen hatte. „Bud Ledbetter! Was zum Teufel hast du hier zu suchen?“

„Halcomb Brooks! Es freut mein Herz, dich in bester Gesundheit zu sehen!“, erwiderte der Angesprochene und trat vor den Hünen.

Die beiden Männer umarmten sich. Dabei hatte Bud Ledbetter das Gefühl, sein Brustkorb werde von zwei gewaltigen Mühlsteinen zerquetscht.

„Verdammt!“, meinte Halcomb und legte dem anderen die Hände auf die Schultern. Er kniff die Augen zusammen, weil er immer noch das Gefühl hatte, ein Geist stehe ihm gegenüber. „Wie lange ist es her, Bud?“

„Viel zu lange!“

Halcomb ließ seine mächtigen Pranken sinken. „Hätte ich gewusst, dass du vorbeikommst, hätte ich Bier besorgt.“

Bud musste bei diesen Worten auflachen. „Ein kühles Bier wäre jetzt genau das Richtige für meine staubtrockene Kehle. Aber ich fürchte, hier draußen liegen wir auf dem Trockenen.“

Halcomb grinste freundlich. „Ich habe Kaffee!“

„Das ist auch nicht verkehrt“, erwiderte Bud zufrieden.

Er fragte nicht, wie Halcomb an den Kaffee gekommen war, denn er wusste, dass dieser in unregelmäßigen Abständen einen einsamen Handelsposten aufsuchte, der zwanzig Meilen von Fort Smith entfernt lag.

Eine halbe Stunde später saßen sie auf der Bank vor der Hütte. Die Sonne war bereits untergegangen, doch der

Boden war noch so aufgeheizt von der Wärme des Tages, dass sie lange draußen sitzen konnten.

Im Dickicht zirpten die Grillen. Es war bewölkt, doch der Mond kam immer wieder hinter den wabernden Wolken hervor und tauchte das Tal in ein heimeliges Licht.

Die beiden Männer tranken Kaffee, ohne viele Worte zu wechseln. Bud spürte die Strapazen des langen Tages. Sein Hinterteil fühlte sich an, als habe man es mit einem Reibeisen bearbeitet. Und er spürte das Alter, das sich Tag für Tag mehr in seine Knochen schlich. Sein Vater hatte einmal gesagt, dass man ab einem bestimmten Lebensalter den schleichenden Zerfall des Körpers spüre. Der Tod werde in Scheiben serviert.

Während Bud diesen trübseligen Gedanken nachhing, wurde er von Halcomb gemustert.

Ledbetter war ein vom Wetter gezeichneter Mann. Sein Gesicht war grob und hart geworden. Er war oft im Sattel unterwegs. Seine Haut hatte diesen matten Farbton angenommen, den Sonne und Wind mit sich brachten.

Sein Haar glänzte sandfarben, wobei der Staub einen Großteil dazu beitrug, denn er wirkte wie ein natürliches Färbemittel. An den Schläfen zeichnete sich das Grau des Alters ab.

Seine Nase konnte man als markant bezeichnen, da sie unzählige Male gebrochen worden war. Den Schnurrbart trug er nach wie vor schmal und ordentlich. Nicht aus Zierde, sondern aus Gewohnheit. Bud Ledbetter besaß kein freundliches Gesicht, er hatte zu viel erlebt.

Einen Moment lang starrte Halcomb auf den Blechstern. Erinnerungen kamen hoch. Er sah das Gesicht eines Mannes, den er am liebsten vergessen würde. Das Gesicht eines jungen Burschen, der auf den ersten Blick harmlos gewirkt hatte. Doch genau das hatte ihn gefährlich gemacht. Seine hellen Augen wurden als blaugrau beschrieben. Und dieses jugendliche, unbeschwerte Lächeln ...

Halcomb verdrängte die Bilder aus seinem Kopf. Es war, als sei mit Bud Ledbetter ein Teil seiner Vergangenheit zurückgekehrt.

„Was willst du, Bud?“, fragte Halcomb und nahm einen tiefen Schluck Kaffee aus seinem Becher. Irgendwie hatte die dunkle Brühe plötzlich ihren Geschmack verloren.

„Es ist nicht wichtig, was ich möchte, sondern was das Beste für das Gesetz ist“, antwortete Bud nach einer Weile.

„Ha, das Gesetz ...“

„Reite für uns, Hal!“, sagte Bud mit eindringlicher Stimme und musterte seinen langjährigen Freund von der Seite. „Richter Parker möchte auch, dass du wieder den Stern trägst.“

„Parker?“

„Er ist ein ziemlich harter Knochen, weißt du. In Fort Smith werden fast täglich Todesurteile verhängt. Es gibt einen überdachten Galgen, den siehst du schon drei Meilen außerhalb der Stadt. Kannst du dir das vorstellen?“

„Gib mir einen Grund, warum ich wieder den Stern tragen sollte.“ Halcomb starrte in seinen leeren Kaffeebecher, als könne er darin alle Weisheiten dieser Welt ergründen.

„Weil Amos Reed im Indianerterritorium aufgetaucht ist“, antwortete Bud Ledbetter.

Amos Reed. Langsam ließ Halcomb den Becher sinken. Mit seinem dichten Bart sah er aus wie ein Grizzly, der aus seinem Winterschlaf geweckt worden war.

„Wie kommst du darauf, dass jemand wie Reed sich hier herumtreibt?“, fragte er.

„Er ist eine Zeit lang unter falschem Namen für einen korrupten Sheriff in den Antilopenhügel geritten. Dann hat es ihn nach Montana verschlagen, weil ein Vigilantenkomitee den Sheriff gehängt hat. In Arkansas hat er als Jacob Young Alkohol an die Rothäute verkauft. Er ist ständig im Territorium unterwegs, um Angehörige der Stämme zu versorgen. Damit hat er gegen die Bundesgesetze verstoßen. Doch das ist nicht der Grund, warum jemand wie Richter Parker oder Marshal Fagan auf ihn aufmerksam geworden ist.“

Halcomb zog eine Augenbraue hoch.

„Er ist mit zwei Männern in ein Camp der Seminole eingedrungen“, fuhr Bud fort. „Dort hat er zwei Mädchen vergewaltigt und einem Stammeskrieger die Kehle durchgeschnitten.“

Ein Knurren entfuhr Halcombs Kehle. Seine massigen Hände öffneten und schlossen sich zu Fäusten. *Ja, das ist die Handschrift von Amos Reed!* Halcomb fiel es sichtlich schwer, seine Gefühle unter Kontrolle zu halten.

„Wir leben in verrückten Zeiten, Hal“, erwiderte Bud nach einer Weile des Schweigens.

„Was macht dich so sicher, dass es wirklich Reed ist?“

„Einer der Cherokee-Scouts, die für die US-Marshals arbeiten, hat ihn erkannt.“

„Das muss nichts heißen.“ Halcomb erhob sich wie ein Bär von der Bank.

„Auffälliges Feuermal an der Hand.“

„An der linken Hand?“

„Ja.“

Halcomb atmete tief ein. Es war kühler geworden. In der Luft lag der harzige Duft der Hickories. „Dass ich den Stern nicht mehr trage hat seinen Grund.“ Halcomb spuckte auf den Boden und wollte sich ins Innere der Hütte verdrücken. **Für** heute hatte er genug gesprochen. Seine Stimmbänder schmerzten, weil er sie so lange nicht mehr benutzt hatte.

„Sich zu verstecken ist keine Lösung, Hal“, meinte Ledbetter und fuhr sich mit der Hand durch das Haar.

„Du redest zu viel“, knurrte der Hüne. In diesem Augenblick klang er wie ein Hund, dem man den Knochen wegnehmen wollte.

„By Gosh, Hal! Siehst du nicht die Möglichkeit, die sich dir hier bietet? Du hast die einmalige Gelegenheit, den Kerl eigenhändig zur Strecke zu bringen! Betrachte es als eine Art Wiedergutmachung.“

Halcomb schwieg einen Moment lang. Dann sagte er: „Selbst wenn, dadurch werden Bell und Olinger auch nicht mehr lebendig.“

Mit diesen Worten wandte er sich von Bud Ledbetter ab, riss die Tür zu seiner Hütte auf und verschwand im Inneren.

Bud verzog sein Gesicht. Er hatte gewusst, dass es nicht einfach werden würde. Aber er wollte dranbleiben wie ein Cowboy beim Rodeo, der das buckelnde Pferd fest im Griff halten musste. „Du wirst den Stern schon noch tragen, Hal“, flüsterte er grimmig. „Ob du willst oder nicht. Nur so wirst du deinen Seelenfrieden finden, alter Weggefährte.“

2.

Die Theke war aus zwei alten Kisten errichtet worden, auf die eine Planke gelegt worden war. Darauf standen mehrere Blechbecher, zwei Whiskeyflaschen, ein irdener Krug mit Pulque und ein zerfleddertes Notizbuch. In den Kisten unter der Platte waren Vorräte untergebracht. Dies war kein Ort, der Eleganz und Komfort versprach. Doch genau das war auch nicht der Grund, warum die Besucher in das große Zelt strömten, das als provisorischer Saloon diente.

Amos Reed stand mit dem Rücken zur Theke, die Arme über die Planke ausgebreitet, einen Blechbecher in der Hand.

Als er den Becher mit der bernsteinfarbenen Flüssigkeit zum Mund führte, sah er die unnatürlich helle Hautfarbe seiner linken Hand. Das Feuermal stach immer noch deutlich hervor. Es war ein feuriger Schemen, der durch Behandlungen an Intensität verloren hatte, sich aber einfach nicht wegätzen ließ, ohne seiner Hand ernst-

haften Schaden zuzufügen. Und er brauchte die Hand zum Schießen, denn er war Linkshänder. Er hatte schon unzählige Dinge ausprobiert, um das hässliche Mal zu beseitigen. Nichts hatte geholfen.

Er hatte Salzpaste auf die Stelle gerieben, um die Haut möglichst schonend in der Sonne zu bleichen. Dann hatte er eine Zeit lang Handschuhe getragen. Doch das war keine Dauerlösung, denn er glaubte, dabei das Gefühl in der Hand zu verlieren. Und als Revolverschwinger war er darauf angewiesen. Er musste spüren, wie sich der abgeschabte Griff seines Colts in der Hand anfühlte.

In Fort Smith hatte er es mit Chlorbleiche versucht. Das hatte seine Haut aufgehellt und dem Mal seinen feurigen Glanz genommen, obwohl es immer noch deutlich zu sehen war. Doch die verfluchte Chlorbleiche bewirkte das Gegenteil von dem, was Reed bezwecken wollte. Seine bleiche Hand, die aussah wie die Klaue des Sensenmannes, erregte zusätzlich Aufmerksamkeit. In Fort Smith musste er Handschuhe tragen.

Zukünftig wollte er Fort Smith jedoch meiden. Einer der Rothäute dort arbeitete für die US-Marshals. Und Reed war sich sicher, dass der Indianer ihn erkannt hatte.

Er war in letzter Zeit unvorsichtig geworden. Die Sache mit den Mädchen war außer Kontrolle geraten. Er hatte sich nicht im Griff gehabt. Das musste aufhören. Doch als er daran dachte, wie er die beiden Mädchen geschändet hatte, erregte ihn das erneut.

Amos Reed war ein Mann, der stets seinen Gefühlen nachgab. Da es sich dabei zumeist um negative Gefühle

handelte, tat er negative Dinge. Eine Mischung aus Spott und Verachtung gegenüber der Gesellschaft hatte ihn zu dem gemacht, was er war. Ein hasserfüllter Mensch.

Er nahm einen großen Schluck aus seinem Becher. Der Whiskey schmeckte wie Pisse, die zu lange in der Sonne gestanden hatte. Das Zeug war eine Zumutung, aber die Rothäute liebten es. Wäre da nicht die Sache mit den beiden Mädchen gewesen, hätte er sich bei den Seminolen dumm und dämlich verdienen können.

Die Zeltplane wurde zur Seite geworfen und zwei Männer traten geduckt unter dem schweren Stoff in den Saloon. Der eine war von gedrungener Gestalt, glatzköpfig und hatte Schlitzaugen, die nichts Gutes verhiessen. Er trug einen schwarzen Chinesenbart. Seine Arme waren muskulös, seine Beine aber viel zu kurz für den kräftigen Körper und leicht gekrümmt. Dieser Kerl brachte sicher locker zwei Zentner auf die Waage.

Der Mann an seiner Seite war das genaue Gegenteil. Er wirkte ausgemergelt und sein Leinenhemd hing wie ein großer Lappen an ihm herunter. Möglicherweise klapperten seine Knochen, wenn es stürmte. In seinen Gesichtszügen lag etwas Niederträchtiges, das durch die lange, gekrümmte Nase noch verstärkt wurde. Er sah aus wie eine Ratte. Von ihm ging etwas aus, das misstrauisch machte. Man wollte instinktiv nach der Geldbörse greifen, um sicherzugehen, dass sie noch da war.

„He, Reed! Die Sonne ist kaum aufgegangen, und du musst dir schon wieder einen in die Rübe saufen“, fiepste der Rattenmann. Seine Stimme klang, als hätte man

ihm die Hoden abgeschnitten. Doch sie passte zu seiner Gesamterscheinung wie die Faust aufs Auge.

Der Kerl mit dem Chinesenbart lachte, stemmte die Hände in die Hüften und sah dabei aus wie einer dieser Tartaren aus den alten Erzählungen. Er stand breitbeinig und unbeweglich da wie ein stiller Krieger, der über sein erobertes Land wachte.

„Ihr Verrückten habt mir gerade noch gefehlt!“, meinte Reed und wollte nach dem Krug mit Pulque greifen. Doch er beherrschte sich. Das Zeug machte ihn unberechenbar. Er musste sich davon fernhalten. In Arkansas herrschte Richter Parker mit eiserner Hand. Er war dafür bekannt, jeden Gesetzlosen auf eine Reise ohne Wiederkehr zu schicken. Reed hatte den großen, überdachten Galgen gesehen. Man sagte, dass auf der Plattform ein halbes Dutzend Leute Platz fanden.

Die beiden ungleichen Männer traten zu Reed an die Bar. Der Mann mit dem Chinesenbart wollte ebenfalls nach dem Krug mit Pulque greifen. Doch als er Reeds Blick sah, entschied er sich für die Whiskeyflasche.

Amos Reed fuhr sich mit der Hand durch das lichte Haar. Er hatte aufgehört, die langen Strähnen zur Seite zu kämmen, um die kahle Stelle zu verdecken. Reed hasste es, in den Spiegel zu schauen. Das war auch einer der Gründe, warum er den Spiegel hinter der Theke zerschossen hatte, als er zum ersten Mal in dieses Zelt kam und sein hässliches Ebenbild sehen musste. Es reichte, dass sein Gesicht auf unzähligen Steckbriefen verewigt worden war.

Der Mann mit dem Rattengesicht stellte sich vor Reed und begann, mit den Stiefeln zu wippen. Reed unterdrückte den Impuls, ihm mit der Faust ins Gesicht zu schlagen. Er war auf die beiden angewiesen, auch wenn sie ihn manchmal auf eine harte Probe stellten. In Gedanken hatte er sie bereits mehrfach totgeprügelt. Glücklicherweise hatte er bereits einiges von dem Whiskey getrunken, denn nüchtern wäre ihm sicherlich die Hand ausgerutscht.

„Was wollt ihr?“, fragte er, da das dürre Männlein vor ihm immer noch schwieg.

„Boss, uns ist langweilig. Wir dachten, wir könnten uns die Zeit in Fort Smith vertreiben. Vielleicht finden wir dort eine nette Schwester ...“

„Shorty, keine Schwester in *The Row* wird mit dir ins Bett steigen, wenn sie merkt, dass du keine Eier mehr hast.“

Shorty verzog das Gesicht. Er sah aus wie eine Ratte, die zu viel Käse gefressen hatte und jetzt die Katzen fürchtete. „Wir waren schon lange nicht mehr dort, Boss! Und hier im Territorium gibt es nichts, was uns ablenken kann.“

„Wir könnten Ausschau halten“, schlug sein schwergewichtiger Freund vor und grinste breit. „Ich könnte mich an diese jungen Dinger gewöhnen.“

„Reiß dich zusammen, Big Bao! Die Roten sind für uns tabu!“, erklärte Reed, während er den Blechbecher auf die Theke stellte.

„Seit wann?“

„Seit ich es sage.“

„Wir könnten nachts *The Row* einen Besuch abstatten. Niemand würde uns sehen, Reed!“

The Row war ein berühmtes Viertel im Zentrum von Fort Smith. Anständige Menschen mieden es wie der Teufel das Weihwasser. Es gab dort zahlreiche Bordelle, Saloons und Orte, an denen man Glücksspiele spielen konnte. Es war in unmittelbarer Nähe des Arkansas Rivers und der großen Eisenbahnstation entstanden, da dort die meisten Reisenden, Soldaten und Händler vorbeikamen. In *The Row* konnte man entweder arm wie eine Kirchenmaus werden oder als Leiche mit einer Kugel in einer dunklen Hintergasse enden.

„Wir müssen unser Geld zusammenhalten, Jungs!“, erklärte Reed.

Ihm juckte es in den Fingern, wieder in die Zivilisation zurückzukehren, doch er wusste, wie gefährlich es war, sich wieder unter die Leute zu mischen. „Wir können keinen Whiskey mehr zu den Rothäuten schmuggeln.“

„Und was soll aus den zwei vollen Kisten werden, die wir noch nicht eingetauscht haben?“, fragte der schwergewichtige Big Bao.

Reed winkte müde ab. „Gib sie einem der Männer im Lager.“

„Die können aber nicht viel dafür bezahlen!“

„Ist mir egal! Wir werden ab jetzt einen großen Bogen um jeden Cherokee und Seminole im weiten Umkreis machen.“

Big Bao wollte protestieren, doch Reed unterbrach ihn. „Ich glaube, dass mich einer der Scouts, die für die Mars-

hals arbeiten, erkannt hat, als wir das letzte Mal in der Stadt waren.“

„Bist du dir sicher? Nur weil du einem dieser roten Teufel in der Stadt über den Weg läufst, muss das nicht heißen, dass er zwangsläufig für Parker oder Fagan arbeitet.“

„Ich will das Risiko nicht eingehen. Und die Seminoles haben sicherlich schon einen Reiter nach Fort Smith geschickt. Wir müssen vorsichtig sein. Selbst hier im Territorium. Parker wird seine Gesetzeshüter hierhin schicken.“

„Können sie machen!“, meinte Shorty und kratzte sich an der Wange. Dabei verursachten seine langen, ungepflegten Fingernägel ein hässliches Geräusch, als sie über die stoppelige Haut fuhren. „Die suchen die Nadel im Heuhaufen!“

Und das war tatsächlich so. Das Territorium war groß und eigentlich Niemandsland. Sie fühlten sich in Sutter's Camp sicher. Das Banditenlager, dem sich die drei Männer angeschlossen hatten, lag in einem abgelegenen Tal. Es führte kein Weg dorthin, sondern nur schmale, unregelmäßige Trampelpfade, die früher von Tieren genutzt worden waren.

Die Bäume standen vor dem Eingang des Tals so dicht, dass man es nur zufällig und mit einer gehörigen Portion Glück finden konnte. Rauchfahnen waren nicht zu sehen, denn die uralten Baumriesen blockierten die freie Sicht in alle Richtungen. Sutter's Camp war der perfekte Unterschlupf für zwielichtige Kerle wie Reed.

Anfangs waren sie noch zu viert gewesen. Ihr Kumpel Brad war schon des Öfteren im Indianergebiet gewesen